

ihn. Niemals hatte er so klar oder mit so gesteigerter Freude den Zauber und das Geheimnis des Schönen empfunden.

Als es vom Thurm Mitternacht schlug, berührte er eine Glocke. Seine Pagen traten ein und entkleideten ihn mit vielen Zeremonien, und gossen ihm Rosenwasser auf seine Hände und streuten ihm Blumen auf sein Kissen. Wenige Minuten, nachdem sie gegangen waren, fiel er in Schlaf.

Und als er schlief, träumte er einen Traum, und dieses war sein Traum: Es war ihm, als stände er in einer langen, niedrigen Dachstube, unter dem Schwirren und Rasseln vieler Webstühle. Das magere Tageslicht drang durch die vergitterten Fenster und zeigte ihm die hageren Gestalten der Weber, die über die Rahmen gebengt waren. Bleiche, kränkliche Kinder hockten auf den mächtigen Querbalken. Und wenn die Webeschiffchen durch den Einschlag fuhren, hoben sie das schwere Richtscheit auf, und wenn die Schiffchen inne hielten, liessen sie das Richtscheit fallen und schoben die Fäden zusammen. Ihre Gesichter waren eingefallen vom Hungern und ihre dünnen Hände zitterten und bebten. Einige dürre Frauen sassen an einem Tisch und nähten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war stickig und schwer, und die Wände tropften und liefen vor Feuchtigkeit.

Der junge König ging zu einem der Weber und trat an ihn heran und sah ihm zu.

Und der Weber sah böse zu ihm auf und sagte:

„Was siehst du mir zu? Bist du ein Späher, der von unserem Herrn über uns gesetzt ist?“

„Wer ist dein Herr?“ fragte der junge König.

„Unser Herr!“ rief der Weber bitter. „Er ist ein Mensch wie ich. Es gibt nur einen Unterschied zwischen uns — er trägt schöne Kleider und ich geh' in Lumpen; und ich bin schwach vor Hunger, während er an Übersättigung leidet.“

„Das Land ist frei,“ sagte der junge König, „und du bist niemandes Sklave.“

„Im Kriege,“ antwortete der Weber, „machen die Starken die Schwachen zu Sklaven, und im Frieden machen die Reichen die